

Elfriede Pirchner

Chronik einer Schuld

Der Wiederholungszwang in Arthur Schnitzlers Roman „Therese“ *

Einleitung

Wie ich zu Arthur Schnitzler, zu seinem Roman „Therese“ und zum Thema dieses Vortrags gekommen bin, möchte ich kurz beschreiben.

Arthur Schnitzler ist eine frühe literarische Liebe von mir. Ich war fünfzehn, als ich ihn für mich entdeckte - und ich war sofort hingerissen von seiner Fähigkeit, die inneren Zustände seiner Figuren bis in die letzten Verästelungen ihrer Seelen zu beschreiben.

Bald stellte sich bei mir aber auch der Wunsch ein, es möge eine Entsprechung dafür auf einer anderen Ebene geben, ein anderer sollte mit dieser oft schmerzhaft klaren Entblößung menschlicher Seelenzustände etwas anzufangen wissen.

Was, hätte ich nicht sagen können.

Als ich einige Jahre später die Vorlesungen von Sigmund Freud las, wusste ich:

Das war der fehlende Teil, nach dem ich gesucht hatte.

Viele Jahre später erwähnte ich in einem Bewerbungsgespräch zur Aufnahme in den Innsbrucker Arbeitskreis für Psychoanalyse meinen Zugang zu Freud über Arthur Schnitzler und erfuhr von Frau Frank-Rieser vom „Doppelgängerbrief“, den Freud anlässlich von Schnitzlers 60. Geburtstag an diesen gerichtet hatte.

Aus diesem, am 14.5.1922 verfassten Brief zitiere ich jene Stelle, mit der Freud seine innere Verbundenheit mit Schnitzler zum Ausdruck bringt:

„ Ich habe mich mit der Frage gequält, warum ich eigentlich in all diesen Jahren nie den Versuch gemacht habe, Ihren Verkehr aufzusuchen und ein Gespräch mit Ihnen zu führen (...). Die Antwort auf diese Frage enthält das mir zu intim erscheinende Geständnis. Ich meine, ich habe Sie gemieden aus einer Art von Doppelgängerscheu. Nicht etwa, dass ich sonst so leicht geneigt wäre, mich mit einem anderen zu identifizieren oder daß ich mich über die Differenz der Begabung hinwegsetzen wollte, die mich von Ihnen trennt, sondern ich habe immer wieder, wenn ich mich in Ihre schönen Schöpfungen vertiefe, hinter deren poetischem Schein die nämlichen Voraussetzungen, Interessen und Ereignisse zu finden geglaubt, die mir als die eigenen bekannt waren. Ihr Determinismus wie Ihre Skepsis – was die Leute Pessimismus heißen – Ihr Ergriffensein von den Wahrheiten des Unbewußten, von der Triebnatur des Menschen, Ihre Zersetzung der kulturell-konventionellen Sicherheiten, das Haften Ihrer Gedanken an der Polarität von Lieben und Sterben, das alles berührte mich mit einer unheimlichen Vertrautheit. (In einer kleinen Schrift vom Jahr 1920 „Jenseits des Lustprinzips“ habe ich versucht, den Eros und den Todestrieb als die Urkräfte aufzuzeigen, deren Gegenspiel alle Rätsel des Lebens beherrscht.) So habe ich den Eindruck gewonnen, daß Sie durch Intuition - eigentlich aber infolge feiner Selbstwahrnehmung – alles das wissen, was ich in mühseliger Arbeit an anderen Menschen aufgedeckt habe.“ (E. u. L. Freud 1960, 339)

Den Roman „Therese“ entdeckte ich vor eineinhalb Jahren in einer Innsbrucker Buchhandlung. Ein Stapel Bücher, in der Nähe der Kassa platziert, erweckte meine Aufmerksamkeit: Auf rotem Grund sah ich das ernste Gesicht einer jungen Frau unter einem mit Blumen geschmückten Hut. Der Kontrast zwischen dem üppigen, verspielten Dekor auf dem Kopf und dem stillen, nachdenklichen, fast wehmütigen Ausdruck im Gesicht darunter zog mich auf besondere Weise an.

Im Näherkommen fiel mir zuerst eine silberne, runde Plakette ins Auge, in deren Zentrum der Preis von € 5,- prangte, umrahmt von den Worten: „Weltliteratur für Anspruchsvolle“. Erst danach nahm ich Titel und Autor wahr: Arthur Schnitzler „Therese“.

*Überarbeiteter und erweiterter Vortrag, unter dem selben Titel gehalten im Innsbrucker Arbeitskreis für Psychoanalyse im Dezember 2010.

Ich war erstaunt, von diesem Roman noch nie etwas gehört zu haben, und vermutete, es handle sich wohl um ein frühes Werk, das man aufgelegt hat und das, weil es sich schlecht verkauft, jetzt verramscht wird.

Nach kurzem Zögern, aber doch neugierig geworden, erstand ich das Buch.

Beim Lesen machte ich dann eine eigentümliche, für die Lektüre von Schnitzler bisher untypische Erfahrung. Die Geschichte kam nicht in Gang; ich hatte das Gefühl, bei jedem Kapitel neu ansetzen zu müssen. Trotzdem hielt mich etwas fest, das ich im nachhinein wie einen unterirdischen Sog bezeichnen kann. Etwa ab der Hälfte des Buches änderte sich das, der Fluss der Erzählung nahm mich mit, um mich schließlich mitzureißen, wenn Thereses Schicksal auf das unausweichliche Ende, ihren Tod, zusteuert.

Der Eindruck, beim Lesen ins Stocken zu geraten und immer wieder neu beginnen müssen, das Gefühl, es werde unentwegt dasselbe Schicksal in veränderter Form erzählt - und das bei einer chronologisch fortschreitenden Handlung und einem Autor wie Arthur Schnitzler:

Diese ungewöhnliche Leseerfahrung hat mich bewogen, mich näher mit dem Roman „Therese“ zu befassen, umso mehr, als ich erfuhr, dass es sich dabei um ein reifes Werk handelt, das Schnitzler erst 1928, drei Jahre vor seinem Tod, veröffentlicht hatte.

Ich habe versucht, die Lücken, Bruchstellen und Widersprüche aufzugreifen und dem Unausgesprochenen Sprache zu geben. Dabei erscheint es mir, um einen Einwand von Britta Haerberle aufzugreifen, nicht als Widerspruch, dass es sich bei Therese nicht um eine Frau aus Fleisch und Blut handelt, sondern um eine von Arthur Schnitzler geschaffene Romanfigur. Denn das, was das menschliche Wesen ausmacht, tritt nach meiner Auffassung in den Kunstfiguren einer literarischen Arbeit oft deutlicher zutage als in der direkten Begegnung zwischen zwei Menschen. Darin finde ich mich durch Wolfgang Herrndorf bestätigt, der in seinem Buch „Arbeit und Struktur“ schreibt: „Aber was jetzt zurückkehrt beim Lesen, ist das Gefühl, ...: dass man teilhat an einem Dasein und an Menschen und am Bewusstsein von Menschen, an etwas, worüber man sonst im Leben etwas zu erfahren nicht viel Gelegenheit hat, selbst, um ehrlich zu sein, in Gesprächen mit Freunden nur selten ...“ (Herrndorf 2013, 104). Auch die Teilhabe am Unbewussten ist für mich in seiner Formulierung enthalten.

Chronik eines Frauenlebens – Chronik einer Schuld

Arthur Schnitzler nennt seinen Roman im Untertitel „Chronik eines Frauenlebens“.

Er beschreibt das Leben seiner Titelfigur Therese zwischen ihrem 16. und ihrem 39.

Lebensjahr in 106 kurzen Kapiteln, die – formal einer Chronik ähnlich – fast immer mit einer Zeitangabe beginnen. Als Beispiel dafür zitiere ich fortlaufend die Anfänge der Kapitel 1 (Therese als 16-Jährige in Salzburg) bis 23 (Therese kurz nach ihrem Aufbruch nach Wien):

„Zu der Zeit, Am Weihnachtsabend, Seine Gattin besuchte ihn dort vorerst alle acht Tage, Seit dem Herbst, Der nächste Besuch, *Langsam ging sie nach Hause*, Manchmal sprachen sie von der Zukunft, Am nächsten Tag, Eines Morgens, In diesen Tagen, Anfang Juli, Karls Heimkehr wurde für Anfang August erwartet, Am Tag nach dieser Begegnung, Abend für Abend, Am nächsten Morgen, Eines Morgens, Am nächsten Tag, An einem Regentag, *Sie hielten ihr Glück geheim*, Eines Abends, Der Winter war spät, In diesen trügerischen Vorfrühlingstagen, Der Frühling nahte, Die erste Nacht ihres Wiener Aufenthaltes“.

Nur wenige Kapitel beginnen anders (hier kursiv), schon ihr Anfang verweist auf ein Innehalten. Ich werde darauf später noch einmal eingehen.

Therese durchwandert die Zeit um die Wende zwischen dem 19. und dem 20. Jahrhundert, sie durchwandert alle Gesellschaftsschichten (mit Ausnahme des Hochadels und des Proletariats), wechselt zwischen der bürgerlichen Kleinstadt Salzburg, der erbarmungslosen Großstadt Wien und der niederösterreichischen Landschaft, ohne dauerhaft eine Heimat zu finden.

„So stand sie immer und überall auf schwankendem Grunde, ...“ (Schnitzler 2008, 176)

Auf diesem Weg begegnet ihr die Schuld, von der sie nicht weiß, ob es die ihre ist, schon sehr früh. „Hier war irgendetwas nicht in Ordnung“, heißt es auf Seite 24 des Romans, „das fühlte sie. Aber ihre Schuld war es nicht.“ Die namenlose Schuld begleitet sie über lange Strecken, zwischendurch kann sie diese abschütteln, nur um überfallsartig von ihr wieder eingeholt und erfasst zu werden. Ihren tragischen, wie unausweichlichen Tod erlebt sie bewusst als Sühne für die Schuld, die sie an ihrem Sohn begangen hat.

Die Entstehungsgeschichte des Romans reicht zurück ins Jahr 1892, als Arthur Schnitzler, damals 30 Jahre alt, ein reales Geschehen aufgreift und in seiner frühen Erzählung „Der Sohn. Aus den Papieren eines Arztes“ literarisch verarbeitet.

Darin erzählt ein Arzt von einer sterbenden armen Näherin, die einst in der Geburtsnacht ihren unehelichen Sohn zu ersticken versuchte, sich dafür ein Leben lang mit Schuldgefühlen plagt und schließlich von ihrem verwaorsten Sohn tödlich verletzt wird. Noch auf dem Sterbebett ist es ihr ein dringliches Anliegen, den Muttermörder mit dem Hinweis auf ihre frühere Tat zu entlasten, ja sogar eine Kausalität zwischen beidem herzustellen.

Auch wenn Schnitzler in dieser Erzählung ein für ihn eher untypisches armseliges Kleinbürgermilieu entwirft, begründet er seine Geschichte nicht mit äußerlichen Determinanten, etwa des Milieus oder der Abstammung, „sondern er stellt in einer für sein Erzählen charakteristischen Weise den psychischen Aspekt des Konflikts, das Schuldgefühl der Mutter, ins Zentrum. Damit entspricht der Text von 1892 der Wendung von den äußeren Zuständen (états de choses) zu den Seelenzuständen (états d’ames) ...“ schreibt Elsbeth Dangel-Pelloquin in ihrem Nachwort zu „Therese“. (Schnitzler 2008, 356)

Sie sieht darin den Determinismus des naturalistischen Erzählens aufgebrochen durch den Versuch, den psychischen Aspekt eines Geschehens zu verstehen, während Ruth Klüger meint, in der selben Erzählung einen „bis zum Extrem getriebenen Determinismus“ erkennen zu können. (Klüger 1996, 37)

Die Gestalt dieser Mutter beschäftigt Schnitzler über sein ganzes literarisches Schaffen. Mehr als 35 Jahre wird es dauern, bis aus der frühen Novelle der späte Roman entstanden ist, über den Thomas Mann sagte: „Ich muß Ihnen sagen, wie sehr ich Ihre Therese liebe, diesen Roman, der wie alle guten und wichtigen heute, keiner mehr ist.“

Wieder Elsbeth Dangel-Pelloquin: „Was die Erzählung als entwicklungspsychologische Frage aufwirft, ..., ist im späten Roman zum psychologischen und sozialen Realismus geworden.“ (Schnitzler 2008, 357)

Nach ihrer Gliederung besteht der Roman aus drei Teilen:

„Anfang und Schluss ... weisen eine klar fortschreitende Handlungsführung auf, die im ersten Drittel das Lebensschicksal bis zur Geburt des Kindes entfaltet und im letzten Drittel auf den Tod der Hauptfigur zustrebt. *Der Spannungsbogen der Schuldthematik wölbt sich über der starren Zeitachse der mittleren Kapitel mit ihren unverbundenen wiederholten Episoden.*“ (Hervorhebung E.P.)

Die Zeit ist hier von ihrem Zeitcharakter getrennt. „Sie fließt nicht mehr. Sie vollendet nichts mehr.“ (ebd. nach Alain Robbe-Grillet, 372)

Thereses Schuld und ihre Wiederholung haben ihren Platz vor allem in dem mittleren Drittel, meint die Autorin, doch sie sieht die Mutter-Sohn-Beziehung in der gesamten Lebensgeschichte der Mutter verankert. Daher möchte ich auch der Frage nachgehen, ob die Schuld Thereses gegenüber dem Sohn aus ihrer Lebensgeschichte herausgelöst überhaupt vorstellbar ist.

Am Anfang habe ich beschrieben, wie es mir beim Lesen des Romans ergangen ist, wie sich bei mir schon in den ersten Kapiteln das Gefühl einstellte, hängen zu bleiben, nicht

fortschreiten zu können, immer neu ansetzen zu müssen, obwohl die Handlung chronologisch belegt voranschritt. Es war dieser Widerspruch, der mir auffiel und der mich wie ein zu lösendes Rätsel beschäftigte. Elsbeth Dangel-Pelloquin sieht das anders. Für sie ist die Handlung im Fluss bis zur Geburtsnacht, ab der sich mit dem Tötungswunsch der Wiederholungszwang einstellt (s. dazu Dangel 1995), während sich bei mir der Eindruck, Therese wiederhole immer wieder dieselbe Geschichte, schon in den ersten Kapiteln abzeichnete.

Ich werde meine Sicht auf Therese, ihre Schuld und den Wiederholungszwang in drei Abschnitte gliedern.

1. Der Tötungswunsch als zentrale Schuld

Aus dem einmaligen Tötungswunsch in der Geburtsnacht wird eine lebenslange Schuld, die Therese wiederholte Beziehungsabbrüche nach dem immer gleichen Muster inszenieren lässt.

2. Der in der Biographie Thereses begründete unbewusste Konflikt

Ihre Familiengeschichte umfängt sie und ihr Frauenleben wie eine Unglück verheißende Klammer.

3. Der Wiederholungszwang bei Schnitzler und bei Freud

Arthur Schnitzlers Haltung zu Determinismus und Freiheit des menschlichen Willens in Verbindung mit Sigmund Freuds Schriften „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“ und „Jenseits des Lustprinzips“ sind Inhalt dieses Teils.

1. Der Tötungswunsch als zentrale Schuld

Therese erwartet ein Kind von Kasimir Tobisch, einem zweifelhaften jungen Mann, dessen Identität so unklar ist, dass vermutlich nicht einmal sein Name stimmt. „Existierte er denn wirklich“, fragt sie sich kurz vor der Geburt, „hatte er nicht immer etwas Gespenstisches an sich gehabt?“ (Schnitzler 2008, 122) Nach kurzem Ringen mit sich, ihn als Vater in die Verantwortung zu nehmen, entschließt sie sich, das Kind ganz allein zu bekommen. Nach Umwegen findet sie eine Unterkunft bei Frau Nebling, die - was Therese sonderbar berührt – „von ihrem Zustand überhaupt nichts zu bemerken schien“, bei der sie sich aber „wohl und sicher“ fühlt, da „Frau Nebling mit keinem Wort darauf anspielt, dass ihr ein weiterer Aufenthalt Theresens unbequem oder gar peinlich sein könne“. (ebd., 122) Als die Wehen zehn Tage früher als erwartet einsetzen, ist Therese allein. Erst als die Schmerzen immer furchtbarer werden, lässt sie es darauf ankommen, dass das ganze Haus, in dem man von ihrer Schwangerschaft nichts wissen soll, ihre Schreie hören kann. Frau Nebling, die plötzlich mit vor Schreck geweiteten Augen in der Tür steht, weil sie Therese bis ins Stiegenhaus schreien hörte, ist aber nicht bei ihr, als es zur Geburt kommt. Wie oft in ihrem Leben ist Therese ganz allein. Arthur Schnitzler, selbst Arzt, gibt uns keinen Hinweis darauf, wie sie mit dieser außergewöhnlichen Situation zurecht kommt, wir werden direkt in die erste Begegnung der Mutter mit ihrem neugeborenen Sohn hereingeholt.

An diesem Punkt steige ich in die Schuldgeschichte Thereses ein.

Es war nicht einfach für mich, die Chronologie der Handlung zu verlassen, doch ich sehe eine Entsprechung bei Arthur Schnitzler, der an dem selben Punkt als Schriftsteller von der Geschichte gepackt wurde, wenn er eine kurze Notiz über die schuldhaft Verstrickung einer von ihrem Sohn getöteten armen Näherin als Ausgang zuerst für eine Novelle und später für diesen Roman nimmt. Auch Therese wird mit der Geburt in ein für sie bis dahin unbekanntes Geschehen geworfen, wird von einem zerstörerischen Handlungsimpuls überwältigt und wie

unverbunden in eine extreme Erfahrung mit sich gebracht, an die sie sich schon kurz danach nicht mehr erinnern kann.

„Mit einem Male war ihr, als regte sich etwas in den Zügen des Kindes; auch die Ärmchen und Beinchen bewegten sich, der Mund aber verzog sich wie zum Weinen, und ein leises klägliches Wimmern klang an ihr Ohr. Therese erschauerte. Nun, da das Kind Zeichen seines Lebens gab, wurde ihr sein Dasein unheimlich, ja bedrohlich. Mein Kind, dachte sie. Und dieses Kind war ein selbständiges, ganz für sich allein bestehendes Wesen, hatte Atem, Blick und ein Stimmchen, ein ganz kleines, wimmerndes Stimmchen, das aber doch aus einer neuen lebendigen Seele kam. Und es war ihr Kind. Aber sie liebte es nicht. Warum liebte sie es nicht, da es doch ihr Kind war? Ach, das kam wohl daher, daß sie müde war, viel zu müde, um irgendetwas auf der Welt lieben zu können. Und es war ihr, als wenn sie aus dieser Müdigkeit ohnegleichen nie wieder völlig erwachen könnte. „Was willst du in der Welt?“ sprach sie in der Tiefe ihres Herzens zu dem leise wimmernden, verrunzelten Geschöpf, während sie gleichzeitig den rechten Arm darnach ausstreckte und es an sich zu ziehen versuchte. Was sollst du ohne Vater und Mutter auf der Welt, und was soll ich mit dir? Es ist gut, dass du gleich sterben wirst. Ich werde allen sagen, daß du überhaupt nie gelebt hast. Wer wird sich darum kümmern? Warst du denn nicht schon tot? War ich denn nicht bei drei Frauen oder viere, nur damit du nie auf die Welt kämest? Was soll ich denn jetzt mit dir? Soll ich mit dir in der Welt herumziehen? Ich habe mich ja nur um andere Kinder zu sorgen; - ich müßte dich ja doch weggeben; ich hätte dich ja gar nicht. Und ich habe dich ja schon drei- oder viermal umgebracht, bevor du da warst. Was soll ich denn mit einem toten Kind ein ganzes Leben lang? Tote Kinder gehören ins Grab. Ich will's ja nicht zum Fenster hinauswerfen oder ins Wasser oder in den Kanal ... Gott behüte. Ich will dich nur fest anschauen, damit du weißt, daß du tot bist. Wenn du weißt, daß du tot bist, dann wirst du gleich einschlafen und eingehen ins ewige Leben. Es dauert ja nicht lang, so komm' ich nach. Oh, das viele, viele Blut!! Frau Nebling, Frau Nebling!!! Ach, warum ruf' ich sie denn? Sie werden mich schon finden. Komm, Kinderl, komm kleiner Kasimir ... Nicht wahr, du willst kein so böser Mensch werden wie dein Vater. Komm, da liegst du gut. Ich deck' dich gut zu, daß dir nichts weh tun wird. Da unter dem Kissen schläft sich's gut, stirbt sich's gut. Noch ein Kissen, daß dir wärmer wird ... Adieu, mein Kind. Eins von uns zweien wacht nimmer auf – oder wir beide nimmermehr. Ich mein' s dir ja gut, mein süßes Kinderl. Ich bin nicht die rechte Mutter für dich. Ich verdien' dich ja gar nicht. Du darfst nicht leben. Ich bin ja für andere Kinder da. Ich hab' keine Zeit für dich. Gute Nacht, gute Nacht ... Sie wachte auf wie aus einem furchtbaren Traum. Sie wollte schreien, aber sie vermochte es nicht. Was war denn nur geschehen? Wo war das Kind? Hatte man es ihr weggenommen? War es tot? War es begraben? Was hatte sie denn mit dem Kind getan? Da sah sie die Kissen hoch aufgeschichtet neben sich. Sie schleuderte sie fort. Und da lag das Kind. Mit weit offenen Augen lag es da, verzog die Lippen, die Nasenflügel, bewegte die Finger und nieste. Therese atmete tief, fühlte sich lächeln und hatte Tränen im Aug'. Sie zog den Knaben nah an sich heran, nahm ihn in die Arme, preßte ihn an ihre Brust. Er drängte sich an sie und trank. Therese seufzte tief auf, sie schaute um sich, es war ein Erwachen wie nie zuvor.“
(ebd., 125 /126)

Erst viel später, nach episodenhaften Aufenthalten als Gouvernante in unterschiedlichen Familien, wird sie sich an die Geburtsnacht und ihre Empfindungen dem Sohn gegenüber wieder erinnern.

Ausgelöst wird die Erinnerung durch einen Blick ihres Sohnes und den darin enthaltenen versteckten Vorwurf. Der Sohn Franz, inzwischen 12 Jahre alt und deutliche Anzeichen von

Verwahrlosung zeigend, wendet sich in dieser Szene von der Mutter ab, um nicht „seinen wissenden, hassenden, tödlichen Blick auf sie richten zu müssen.“ (ebd., 234)

Der „fahle Blick“ des Sohnes führt nicht nur zu einer Wiederbelebung der Geburtsszene mit ihrem Tötungswunsch, sondern auch zur Gewissheit, dass sie für ihre Schuld zu jeder Sühne bereit sein müsse. „Alle ihre Versäumnisse, ihre Leichtfertigkeit, ihr Unrecht, ihre Schuld“, heißt es, „sie musste all das wieder gut machen.“ (ebd., 234)

Was geschieht in der Zeit bis zu dem Moment der Erinnerung, wie sieht das Leben Thereses während dieser zwölf Jahre aus, die Elsbeth Dangel-Pelloquin als „starre Zeitachse“ bezeichnet, in der die Hauptfigur in ihren Beziehungen einem „äußerst kunstvoll variierten Grundmuster mit immer demselben Ausgang“ (ebd., 364) folgt: Sie nimmt Beziehungen auf, führt sie voller Erwartung weiter, um dem immer eintretenden abrupten Ende ohne Verständnis und fast gleichgültig gegenüber zu stehen.

Schnitzler nimmt seine Leser mit jedem neuen Kapitel, das gleichzeitig eine neue Familienerfahrung Thereses darstellt, in eine wieder aufkeimende Hoffnung mit, lässt diese in einem Bogen ganz überzeugend anschwellen, bald jedoch schon begleitet von dem Gefühl des déjà vu, einer darunter liegenden Überzeugung, auch jetzt werde es keine Entwicklung zum Guten, zu einer dauerhaften, geglückten Beziehung geben können, da jeder Neubeginn im Grunde nur immer das selbe Schicksal wiederholt und den Keim des Scheiterns bereits in sich trägt.

Zunächst aber scheint sich kurz nach der Geburt des Sohnes Kontinuität einzustellen.

Therese findet für ihren knapp zwei Wochen alten Sohn einen Pflegeplatz bei Bauern in einem idyllischen Ort, der nach „kaum zwei Stunden mit dem Bummelzug“ (ebd., 130) zu erreichen ist, spürt im Abschiednehmen von ihrem Kind Liebe und Trauer und eine enge Verbindung, die sie über regelmäßige Besuche pflegt.

Alfred, ihr beständiger Freund, wird ihr viel später erklären, dass „jede Beziehung, auch die natürlichste, Gegenwart und stete Erneuerung“ erfordere. (ebd., 195).

In Wien findet sie eine Anstellung bei Familie Regan in einem „musterhaften Haushalt“, wo alles ideal zu sein schein: Der Vater Arzt, zwar angestrengt arbeitend, aber nie übellaunig, die Mutter liebenswürdig und einführend, ohne aufdringlich zu sein, zwischen den Eheleuten herrscht das beste Einvernehmen, die drei Kinder sind alle gutartig und wohlgezogen.

„Drei Jahre folgten, so gleichmäßig in ihrem Verlauf, dass sie später in Theresens Erinnerung immer ein Frühjahr ins andere, Sommer in Sommer, Herbst in Herbst, Winter in Winter zusammenflossen; ...“ (ebd., 136)

Beziehungen zu Männern vermeidet sie, weil sie sich ihre Ruhe und ihren Seelenfrieden erhalten möchte.

Obwohl nichts auf eine kommende Veränderung hinweist, wird Therese eines Abends beschieden, dass man sie ab Herbst durch eine Französin ersetzen will. Die Kündigung löst zwar ein ganzes Bündel an widerstreitenden Gefühlen in ihr aus: So erscheint ihr die gleichmäßige Liebenswürdigkeit der Hausfrau im nachhinein „als ein Gemisch von Temperamentlosigkeit und Falschheit, das selbstzufriedene Wesen des Arztes war ihr immer schon in der Seele zuwider gewesen“ (ebd., 142). Doch sie lässt sich nichts anmerken, nimmt auch das Angebot nicht an, noch einige Monate in der Familie zu leben, um sich in Ruhe eine neue Stelle zu suchen, und verlässt das Haus mit Bitterkeit im Herzen.

In den neun darauf folgenden Jahren absolviert sie an die zwanzig Anstellungen als Gouvernante oder Hauslehrerin. Sie gewinnt Einblicke in verwüstete Ehen, wohlgehaltene und wohlhabende Häuser, groß geführte aber unseriöse Haushalte, Familien mit gut erzogenen, leicht lenkbaren und solche mit verwahrlosten Kindern, ruhige, geordnete und chaotische Plätze.

Hatte Schnitzler Thereses Aufenthalt in der Familie Regan viel Platz gewidmet, so werden die Arbeitsplätze, die sie kurz darauf antritt, in der knappsten Form abgehandelt:

vier Dienststellen auf zwei Seiten, davon drei in nur einem Absatz. Die ständigen Wechsel geschehen so rasch, dass kaum Zeit zum Atemholen bleibt. Thereses Leben verläuft wie im Zeitraffer.

Später wird sich das Geschehen wieder verlangsamen, doch nur in wenigen Familien fasst Therese so Fuß, dass auch in ihr der Wunsch entsteht, dazu gehören zu wollen. In anderen Familien, wo sich solidere Beziehungen andeuten, „ist es Therese selbst, die sich ablehnend verhält oder sogar – wie sie es in ihrer Familie gelernt hat – den Abbruch der Beziehung einleitet.“ (ebd., 365) Oft führt Therese selbst ihre Entlassung herbei, „als müsse sie ...eine Konsolidierung ihres unsteten Lebens verhindern.“ (ebd., 366)

Auch auf Männerbeziehungen lässt sie sich nach den ersten drei Jahren mit ihrem Kind wieder ein. Sie finden neben, in oder zwischen den Familien statt und sind nicht von Dauer. Kontakte zur Mutter sucht sie in Momenten der tiefen Verlassenheit, zum Bruder ergeben sie sich aus einer kühlen, wie berechneten Distanz heraus – von seiner, aber auch von ihrer Seite. Bleibt das Kind. Mit Ausnahme der ersten drei Jahre erinnert sie sich an die Liebe zu ihm zwischen gebrochenen Beziehungen in den Familien oder zu Männern.

Dann, vor allem nachdem die oft sehr intensiven Ersatzbeziehungen zu fremden Kindern abrupt beendet wurden, wenn sie wieder einmal heimatlos geworden ist, überfällt sie die Liebe zu ihrem Sohn mit aller Macht und sie besucht ihn auf dem Land bei seiner Pflegefamilie. Bei längeren Aufenthalten in der ländlichen Umgebung und in der Nähe ihres Sohnes findet sie wieder zu sich selbst zurück. Einmal empfindet sie so tiefe Dankbarkeit für ihren Sohn und die heilsame ländliche Idylle, dass sie vor einem Marienbild im Garten das Gelübde ablegt, ihr Kind zu lieben und nie mehr zu verlassen.

Doch gleichzeitig fühlt sie sich, „als hätte sie einen quälenden Durst gestillt und könnte nun wieder beruhigt ihren Pflichten und ihrem Berufe leben.“(ebd., 170)

Das Kind stillt hier die Mutter.

Später (205) heißt es an einer Stelle: „Sie war diesmal entschlossen, ihn sehr zu lieben.“

Und wenige Seiten danach: „Alle mütterlichen Gefühle für den armen Buben ...brachen mit ungeheurer Macht wieder hervor.“ (211)

In diesen Zitaten zeichnet sich die Anstrengung ab, mit der Therese ihr geliebtes ungeliebtes Kind lieben will. Während der Zeit, die ihr Leben und das ihres Sohnes umfasst, wiederholt die junge Mutter das Weggeben und das stürmische wieder zu sich Heranziehen der Geburtsnacht. Das Weggeben äußert sich auf verschiedene Weise: im Wechsel der Pflegeplätze, oder wenn sie die Existenz des Kindes vorübergehend aus ihrem Gedächtnis tilgt, oder wenn ihre Stimmung unmittelbar umschlägt von Entzücken in Erbitterung, von einem Glücksgefühl in Befremden.

Franz wiederholt die Schuld der Mutter, indem er sich tödlich gefährdet (unsteter Lebenswandel, Geschlechtskrankheit, kriminelle Handlungen); auch er spielt das Fort-Da: taucht auf, verschwindet über Tage, Wochen und Monate. Und er wird sich immer in Erinnerung bringen, bis zum unheilvollen Ende, bis er seine Mutter in einem Streit um Geld, das sie ihm zum ersten Mal verweigern will, tödlich verwundet.

Nur in wenigen Kapiteln taucht Thereses Mutter auf. Die flüchtigen Kontakte sind beiderseits von Ambivalenz und Gleichgültigkeit geprägt, auch wenn es an einer Stelle (193) heißt:

„Noch nie war sie so herzlich zu ihrer Tochter gewesen als in diesen Tagen, und trotzdem verspürte Therese noch immer eine Art von innerem Widerstand, ihr Allerpersönlichstes mitzuteilen“. Gemeint ist damit die Tatsache, dass sie einen unehelichen Sohn hat.

Kurz darauf offenbart die Mutter durch eine Bemerkung beim Abschied („Küss mir deinen Buben“), dass sie längst viel mehr weiß, als sie sich anmerken ließ. Da ist Franzl mehr als zehn Jahre alt.

Die wort- und handlungsarmen Szenen zwischen Mutter und Tochter lassen einen größeren Schuldzusammenhang ahnen, der über das hinausgeht, was sich zwischen Therese und Franzl ereignet.

Nach einer Reihe von abgebrochenen Beziehungen scheint sich für Therese eine letzte Chance zu ergeben, festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. In der Familie des jüdischen Kaufmanns Wohlschein wird sie mit Achtung aufgenommen, fasst eine tiefe Zuneigung zur 16-jährigen Thilda, die ohne Mutter mit dem Vater lebt. Durch diese Begegnung „fällt in Thereses dämmernde Seele gleichsam ein Lichtschein“ (Schnitzler 2008, 255), obwohl die kühle Thilda ihre Zuneigung nicht erwidert. „Und diese Ferne blieb“, heißt es an einer Stelle. (261)

Als Thilda einen deutlich älteren Mann heiratet und ihm nach Holland folgt, ergreift Therese eine namenlose Traurigkeit: Sie ist nun „doppelt einsam“ und „bald war ihr Leben wieder so arm wie früher“. (274).

Von Thilda kommt „kein Brief, keine Karte, kein Gruß“ (278) „und eine Traurigkeit, immer drückender, senkte sich über Therese, die ins Dunkel schritt.“ (283)

Sie lebt kurz wieder auf, als sich Thildas Vater ihr nähert. Zwar liebt sie ihn nicht, doch sein beständiges Gefühl für sie und die Tatsache, dass er sie als Frau begehrt, tun ihr so wohl, dass sie eine Beziehung zu ihm beginnt und später sogar seinen Heiratsantrag annimmt.

Herr Wohlschein setzt Geld und Beziehungen ein, um den inzwischen mehrfach vorbestraften Sohn außer Landes zu schaffen und ihm in Amerika einen Neuanfang zu ermöglichen.

Doch Franz weigert sich, aus dem Leben seiner Mutter zu verschwinden, und der Bräutigam, Herr Wohlschein, wird wenige Tage vor der Hochzeit, die für Pfingsten angesetzt ist, tot, an einem Herzschlag verstorben, in seinem Bett gefunden.

„Und nun, nachdem ihr letztes Aufbäumen gegen ihr Schicksal vergebens gewesen war, fühlte sie sich „allein, so völlig allein, wie sie es noch nie gewesen war.“ (314)

Ihr Schreiten ins Dunkel, das schon viel früher begonnen hat, vollzieht sich jetzt rasch, Gedanken, die um ihre Schuld kreisen und die mit der Erinnerung an die Geburtsnacht eingesetzt haben, stellen sich immer drängender ein.

„All das ... Unrecht kam ihr zu Sinn, das sie im Lauf der Jahre mit und ohne Schuld an ihm begangen hatte.“ (230).

Und es hilft ihr nicht, wenn Richard, einer ihrer Liebhaber, fast ärgerlich meint, man sei niemandem etwas schuldig, die Kinder nicht den Eltern und die Eltern den Kindern auch nicht. (232)

Als sie ihren missratenen Sohn wieder einmal bei sich aufnehmen muss und ihn im Schlaf beobachtet, denkt sie: „Ja, auch er hatte einmal ein Kindergesicht gehabt, ..., und auch heute, ...sähe sein Gesicht anders aus, wenn ich ihn nicht einmal umgebracht hätte. Unwillkürlich, wie aus einer verschütteten Tiefe, war dieses Wort ihr ins Bewusstsein gestiegen, und sie hatte doch etwas ganz anderes gemeint. Wenn ich mich um ihn mehr hätte kümmern können – das hatte sie denken wollen -, dann sähe er wohl anders aus.“ (265)

Aber solche Gedanken suchen sie nicht nur wie Dämonen heim, Therese gewinnt aus ihnen auch immer mehr Klarheit und Einsicht: wie sie sich nur anfallsweise mütterlich gegen ihren Sohn betragen habe, wie sie meistens mit ihrem Beruf, ihren Sorgen, ihren Liebesgeschichten beschäftigt gewesen sei und den Buben oft nur als Last empfunden habe. Sie habe schon ehe er auf die Welt gekommen sei, nichts von ihm wissen wollen, meint sie. (252)

Das langsame Auftauchen der Ereignisse und das damit verbundene zunehmende Bewusstwerden ihrer Schuld „lässt sich lesen wie ein psychoanalytischer Prozess ohne Therapeuten.“ (Fliedl 2005, 183)

In ihrer Habilitationsschrift über Arthur Schnitzlers „Poetik der Erinnerung“ interpretiert Konstanze Fliedl die Geschichte Thereses als Selbst-Analyse der Romanfigur und meint,

Schnitzler habe damit „auch eine vorsichtige Kritik an der Psychoanalyse formuliert, der er vorwarf, sie biege ‚so früh ins Unbewusste‘ aus“. (ebd., 369)

Als ich diese Bemerkung Schnitzlers in anderem Zusammenhang das erste Mal las, fasste ich sie als Kritik daran auf, die Psychoanalyse würde die Betrachtung der äußeren, der sozialen, gesellschaftlichen, politischen Bedingungen und deren Einfluss auf die Persönlichkeit zu früh verlassen, um sich den unbewussten inneren Konflikten zuzuwenden.

Auch das würde zur Geschichte Thereses passen.

Doch meine ich hier noch eine andere Bedeutung von Arthur Schnitzlers Satz zu erkennen.

Nach Sigmund Freud liegt das Hauptmittel, um den Wiederholungszwang zu bändigen und in Erinnern umzuwandeln, in der Handhabung der Übertragung. (Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten, S. 314) Im Roman gibt es keine Figur, die sich auch in einem weiteren Sinn für das Aufarbeiten im Rahmen einer positiven Übertragung eignen würde, nicht die Mutter, nicht der Vater, nicht der Bruder, nicht einer ihrer Liebhaber, nicht eine Person in den 24 Familien, in denen sie arbeitet. Von einer kurz aufblitzenden Hoffnung abgesehen, Wärme in der Freundschaft zu Sylvie, einer anderen Gouvernante, zu finden, ist Therese auch hier ganz allein. Dennoch schafft sie sich bewusst und durch eigene Kraft durch Erinnerungen Stück für Stück das verloren Gegangene heran, ist nicht auf einen psychoanalytischen Prozess angewiesen, um das Unbewusste in Bewusstes „umzuschaffen“, wie Freud diesen Vorgang nennt. (S. Freud 1914, 214)

Schnitzler halte viel von seiner Hauptfigur, äußere sich nie herablassend über sie und traue ihr als einziger Entwicklung zu, so Ruth Klüger. (Vgl. Klüger 1996). Zumindest können wir die Entwicklung bei Therese mitverfolgen.

Zwar gelingt es ihr, ganz allein sich ihrer Schuld bewusst zu werden und sie anzunehmen, aber ohne die Chance, am Leben zu bleiben. (Ich werde im dritten Teil meiner Betrachtungen noch einmal auf die so genannte „Selbst-Analyse“ Thereses eingehen.)

In einem der letzten Kapitel des Romans besucht Therese das Grab ihres Bräutigams, der so unerwartet kurz vor der Hochzeit gestorben ist, und beginnt andere Zusammenhänge zu ahnen. Sie erinnert sich, in den Liebesstunden mit Herrn Wohlschein an andere Männer gedacht und diesem damit nur flüchtige Lust geliehen zu haben. Und sie fragt sich, „ob ihr Geliebter diese sich immer wiederholende, hinterhältige Untreue nicht im Innersten geahnt und in einem Augenblick, da ihm seine traurige Rolle beschämend zu Bewusstsein gekommen, an dieser Erkenntnis zerbrochen und, wie man es eben ausdrückte, an Herzschlag gestorben war?“ (Schnitzler 2008, 334)

„Geheimnisvolle, tief verborgene Schuld gab es, die zuweilen nur flackernd in der Seele aufleuchtet und gleich wieder verlischt –, heißt es weiter.

Mit der Idee einer in Thereses Herkunftsfamilie liegenden, verborgenen Schuld will ich mich im zweiten Teil meiner Arbeit befassen.

2. Der in der Biographie Thereses begründete unbewusste Konflikt

Kurz nach ihrem 16. Geburtstag übersiedelt Therese Fabiani mit ihrer Familie von Wien nach Salzburg. „Es war im Frühling, die Fenster des Hauses, in dem die Familie Wohnung nahm, sahen über die Dächer weg den bayrischen Bergen zu; und Tag für Tag, beim Frühstück schon, pries es der Oberstleutnant vor Frau und Kindern als einen besonderen Glücksfall, dass es ihm in noch rüstigen Jahren, mit kaum sechzig, gegönnt war, erlöst von Dienstpflichten, dem Dunst und der Dumpfheit der Großstadt entronnen, sich nach Herzenslust dem seit Jugendtagen ersehnten Genuß der Natur hingeben zu dürfen.“

Therese und ihren um drei Jahre jüngeren Bruder Karl nimmt er gern auf seine Wanderungen mit, die Mutter bleibt daheim, „mehr noch als früher ins Lesen von Romanen verloren“.
(Schnitzler 2008, 5)

Um das Hauswesen kümmert sie sich kaum. Weit lieber arrangiert sie Kaffeekränzchen mit Frauen oder Witwen von Offizieren und Beamten und lässt sich bei Kaffee und Kuchen mit dem Klatsch der Kleinstadt versorgen.

Bald verliert der Vater die Lust an der Natur, hängt den Touristenanzug, den er seit der Pensionierung täglich getragen hat, in den Schrank und tauscht ihn gegen einen einfachen dunklen Straßenanzug aus. Aber eines Morgens erscheint er zum Frühstück wieder in Uniform, lässt sich in den nächsten Tagen aus verschiedenen Antiquariaten Bücher zuschicken, in die er sich vertieft, ohne jemanden in die Natur seiner Arbeit einzuweißen. Schließlich ruft er Therese mit geheimnisvoller Miene in sein Zimmer, wo er ihr „mit eintöniger, heller Kommandostimme“ „eine vergleichende strategische Abhandlung über die bedeutendsten Schlachten der Neuzeit“ vorliest.

Therese empfindet Mitleid mit dem Vater, überspielt ihre Langeweile und küsst ihn nach dem trockenen und ermüdenden Vortrag „mit gerührtem Dank auf die Stirn“ (ebd., 7). Nach drei weiteren, ähnlich verlaufenden Abenden bringt der Herr Oberstleutnant das Paket mit seinem Manuskript auf die Post und verbringt danach die Zeit vor allem im Kaffeehaus.

Am Weihnachtsabend liegt für ihn eine wohl verschnürte Postsendung unter dem Christbaum. Sie enthält sein Manuskript mit der Absage der Heeresleitung.

Zornentbrannt beschuldigt Herr Fabiani seine Gattin, ihm das Paket wie zum Hohn als Geschenk präsentiert zu haben, und verlässt die Familie am Heiligen Abend, um „in einem der verfallenen Häuser nahe dem Petersfriedhof bei einer der Frauenspersonen, die dort Knaben und Greisen ihren welken Leib feilboten“ (ebd., 8) die Nacht zu verbringen.

Danach schließt er sich für Tage in seinem Zimmer ein, spricht mit niemandem und lässt keinen an sich heran. Eines Nachmittags tritt er wieder in Paradeuniform vor seine Frau, die zuerst erschrickt. Doch er ist im allgemeinen verträglich, liebenswürdig und heiter (mit Ausnahme von manchen unpassenden Anwandlungen, wenn er zum Beispiel im Halbdunkel des Vorraums einer Dame aus der Kaffeerunde bei der Verabschiedung ans Hinterteil greift). Da er ohnehin die meiste Zeit außer Haus verbringt, beginnt sich die Familie an ein Leben mit diesem zwar veränderten, aber im Grunde harmlosen Vater zu gewöhnen, als er plötzlich eine Übersiedlung nach Wien mit neuen großartigen Lebensverhältnissen ankündigt. Erst da bemerkt Therese, wie sehr sie sich nach der Großstadt zurück sehnte, „in der sie die letzten drei Jahre verlebt hatte“. (ebd., 9)

Die Sicherheit der bürgerlichen Familie in geordneten Verhältnissen ist trügerisch. Sie beginnt schon in den ersten Zeilen des Romans Risse zu zeigen, die Fassade bröckelt und stürzt bald in sich zusammen, als der Vater, dessen geistiger Verfall und dessen Lebensferne sich längst abgezeichnet haben, in eine Anstalt eingeliefert werden muss.

Vor diesem Ereignis stehen Andeutungen über den mangelnden inneren Zusammenhalt in der Familie: hämische Bemerkungen des Ehemanns gegenüber den Vorlieben der Frau, unklare Anspielungen der Frau und verächtliche, gehässige Blicke in seine Richtung, verschlagene

Blicke des Bruders hinter dem Rücken der Mutter zur Schwester hin – jeder ist für sich allein in dieser Familie, die keinen Halt bietet, deren Mitglieder in einer Atmosphäre von Gleichgültigkeit, Kälte und notdürftig kaschierten aggressiven Tendenzen leben: eine brisante Mischung, die zerstörerische Kraft entfalten kann.

Der mangelnde Halt in der Familie mit der daraus erwachsenen Sehnsucht Thereses nach dem Gehaltenwerden durchzieht als Motiv den ganzen Roman. Als sie vom Tod des Vaters erfährt, sucht Therese ihren ebenfalls in Wien lebenden Bruder auf, der von der Nachricht nicht besonders ergriffen und vor allem an Erbschaftsfragen interessiert ist. Ein persönliches Gespräch zwischen den Geschwistern kommt nicht in Gang, Therese wird es immer unbehaglicher, weshalb sie sich vom Bruder verabschiedet, ohne ihm mehr von sich zu erzählen, was sie eigentlich ganz gern getan hätte. „Karl hielt sie nicht zurück“, heißt es auf Seite 68, ein Satz, der in Variationen immer wieder kehren wird.

Gegen Ende des Romans ist es die kühle Thilda, die ihre Hauslehrerin zu sich in die Familie einlädt, was Therese sich schon lange von Herzen gewünscht und kaum zu hoffen gewagt hatte. Gerne würde sie diesen Besuch noch ausdehnen, doch aus Höflichkeit hält sie es an der Zeit, zu gehen, „und Thilda hielt sie nicht zurück“ (ebd., 261)

Die Mutter beschäftigt sich bei einem der seltenen Besuche ihrer Tochter mit nebensächlichen Dingen – gießt die Blumen auf dem Fensterbrett, grüßt eine Nachbarin auf der Straße - „und ließ die Tochter endlich gehen, ohne den Versuch, sie noch eine Weile zurückzuhalten oder sie zum Wiederkommen aufzufordern.“ (281)

Nach dem Tod ihres Bräutigams, des Herrn Wohlschein, sucht sie seine Wohnung auf, in der sie wenige Tage davor noch mit ihm zusammen war, und erweist dem Toten einen letzten Besuch. Schon erlebt sie sich unter den dort Anwesenden (Schwester, Freunde, Anwalt) als Fremde. „Therese empfahl sich, man hielt sie nicht zurück.“ (313)

Ein anderes durchgängiges Motiv ist das Gefühl, ganz allein zu sein in der Welt: in Salzburg in ihrer eigenen Familie, in Wien in fremden Familien, vor der Geburt ihres Sohnes, in der Geburtsstunde selbst, in allen wichtigen Entscheidungen, immer.

„Sie musste schon alles mit sich selber ausmachen und allein in Ordnung bringen.“ (224/225) Und am Ende, als sie nach dem Tod ihres Bräutigams das Trauerhaus verlässt, „war sie allein, so völlig allein, wie sie es noch nie gewesen war.“ (314)

Das Motiv der drei guten Jahre kehrt drei Mal wieder.

Als der Vater die Übersiedlung von Salzburg nach Wien ankündigt, erinnert sich Therese gern an diese Stadt. Die drei dort verbrachten Jahre scheinen gut für sie gewesen zu sein, während sich in der Familie Fabiani mit dem Wechsel von der Großstadt in das kleinbürgerliche Salzburg Verfall, Auflösung, Realitätsflucht und Größenwahn einstellen. Die Sehnsucht Thereses, nach Wien zurück zu kehren, wächst.

Sie ist ungefähr 18 Jahre alt, als sie nach einer Liebesenttäuschung mit einem jungen Offizier ihre Sachen packt, ein paar kühle Worte für die Mutter hinterlässt und in die Großstadt fährt. Sie fühlt sich durch nichts zurück gehalten.

Nach dem Tod des Vaters und der missglückten Begegnung mit ihrem Bruder sucht sie eine Kirche auf, nicht um zu beten, sondern weil sie in diesem Raum der Stille zu sich finden kann. „Inbrünstig des Verstorbenen gedenkend“ steht der Vater vor ihr, wie sie ihn früher gekannt und geliebt hat. „Sie erinnerte sich der fröhlichen, lauten Art, mit der er damals ins Zimmer zu treten, sie vom Boden, wo sie gespielt, emporzuheben, an sich zu drücken und zu Herzen gepflegt hatte, ...“. Dieser Erinnerung aus ihren frühen Kinderjahren gesellt sich das Bild einer strahlenden Mutter hinzu, „hell und jugendlich, ... wie sie sie in Wirklichkeit eigentlich niemals gesehen.“ (68)

Die ersten drei Jahre nach der Geburt ihres Kindes schließlich erlebt sie als eine Einheit, als ein ruhig fließendes Kontinuum.

Es scheint, als hätte Therese in ihrem Leben auch Phasen des Gleichmaßes, der Ruhe, Geborgenheit und Sicherheit erlebt. Zeiten, die nicht von Brüchen und Verwerfungen charakterisiert sind, in der frühen Kindheit, als Heranwachsende und als ganz junge Mutter. Für die Kontinuität im Erleben mit der eigenen Mutter findet sich allerdings kein Beleg im Roman. Die Figur der Mutter bleibt auch in dieser frühen Phase unklar, erhält keine Konturen. Es findet sich kein Hinweis auf beständige, warmherzige mütterliche Fürsorge oder eine empathische Begleitung in der Zeit von Trennung und Individuation. Auch eine oral befriedigende Phase scheint zweifelhaft, wenn Therese ihren kleinen Sohn nach Liebesenttäuschungen in dessen Pflegefamilie aufsucht, um einen „quälenden Durst“ (170) zu stillen.

Ich wende mich nun den einzelnen Figuren in der Familie zu und ihren Beziehungen zu Therese.

Thereses Mutter

Wie bereits angedeutet ist die Darstellung der Mutter voller Lücken und Widersprüche. Das zeigt sich schon auf der ersten Seite. Wir erhalten genaue Altersangaben für alle Familienmitglieder außer der Mutter. Therese hat eben ihren 16. Geburtstag gefeiert, ihr Bruder Karl ist um drei Jahre jünger, also 13, und der Vater wurde kurz vor seinem 60. Geburtstag vorzeitig pensioniert. Diese genauen Angaben sind ungewöhnlich für den Roman, denn im Verlauf der Handlung kann meist nur über andere Ereignisse (persönliche, z. B. mit dem Sohn, oder politische) auf Thereses Alter geschlossen werden.

Wie alt könnte die Mutter sein?

Es ist denkbar, dass sie zwischen Mitte fünfzig und sechzig, also in einem ähnlichen Alter wie ihr Ehemann ist. Einen Hinweis darauf gibt die Stelle am Beginn des Romans, wo sie als alternde Frau beschrieben wird, die mit schlurfenden Schritten durch die Wohnung geht. Das Alter der Kinder – 16 und 13 – lässt jedoch einen größeren Altersabstand zwischen den Eheleuten vermuten, denn es ist für den Ausgang des 19. Jahrhunderts nicht wahrscheinlich, dass eine Frau ihre ersten Kinder mit vierzig Jahren und darüber bekommen hat.

Dann würde Frau Fabiani am Beginn des Romans höchstens um die Vierzig sein und nach einem unerfüllten Dasein als Ehefrau und Mutter (den Kindern gegenüber nennt sie das ihr „Dulderlos“) vor dem Aufbau eines eigenen Lebens stehen, ohne Mann und Kinder. Schon davor war sie „verloren in Büchern“ und ging im Lesen auf Distanz zu ihrer häuslichen Realität. Später ist sie selbst erfolgreich als Verfasserin von Trivialliteratur. Bei ihren zahlreichen Leserinnen ist sie anerkannt, sie verfügt zeitweise über ein gutes Einkommen, zeigt Professionalität im Verhandeln mit Verlegern und indem sie – wie Arthur Schnitzler und andere Schriftsteller auch - intime Erlebnisse anderer Menschen geschickt in ihre Romane einbaut. Dabei macht sie auch vor ihrer Tochter nicht Halt, die sie einmal, noch im gemeinsamen Haushalt, beim Kramen in ihren Schubladen überrascht. Viel später wird sie beim Lesen eines Romans der Mutter die Liebesbriefe wieder erkennen, die ihr erster Freund Alfred, mit dem sie zu dieser Zeit noch keine sexuelle Beziehung hatte, an sie geschrieben hat. Als sie die Mutter damit konfrontiert, bietet ihr diese ungerührt an, sie dafür zu entlohnen, wenn sie ihr zwecks literarischer Ausbeute weiter intime Details aus ihren sexuellen Erfahrungen liefere, da sie selbst dazu keine Gelegenheit mehr habe. Das lehnt Therese ab, für die Verwertung der Liebesbriefe erhält sie im nachhinein eine weiße Bluse als Honorar.

Thereses Mutter würde nach dieser Interpretation etwa gleichzeitig mit der Tochter als Frau ein eigenes Leben aufbauen.

Zwar gibt es unterschiedliche Stimmungen zwischen Mutter und Tochter, doch während des ganzen Romans lässt sich keine Veränderung, keine Entwicklung in der Mutter-Tochter-Beziehung ablesen. Das Grundgefühl ist Gleichgültigkeit, andere Regungen („Noch nie war die Mutter so herzlich gewesen.“) wirken wie einem ihrer Romane entliehen und hinterlassen keine Spuren.

Als Therese auf Einladung der Mutter ein paar Tage bei ihr in Salzburg verbringt, fühlt sie sich auf der Rückreise nach Wien „zwar körperlich erholt, doch innerlich verarmt. *Sie war im besten Einvernehmen von ihrer Mutter geschieden und wußte tiefer als je, daß sie keine hatte.*“ (168)

Das Ehe- und Elternpaar Fabiani

Frau Fabiani verachtet und hasst ihren Ehemann; die Beziehung zwischen den Eheleuten ist tot. Therese empfindet die Eltern, die sie lieben könnte, als längst gestorben, die, mit denen sie zusammen lebt, sind auf andere Weise nicht lebendig: „Es waren so viele tot für sie, Tote und Lebendige.“ (318)

Auffallend ist die große Gleichgültigkeit, mit der Therese solche Gedanken notiert.

Als sie sich in der stillen Kirche an die Eltern ihrer frühen Kindheit erinnert, vertraut sie dem Bild des liebevollen Vaters, doch das der strahlenden Mutter scheint ihr trügerisch.

Der Vater

Im Gegensatz zur Mutter empfindet Therese für den Vater zum Teil heftige Gefühle: Mitleid, Rührung, Liebe, Angst, Trauer. Wenn es innerhalb der Familie Fabiani eine Beziehung gibt, die Wärme und Zuwendung ahnen lässt, dann ist es die zwischen Therese und ihrem Vater. Der kühlen Distanziertheit, mit der Arthur Schnitzler Mutter und Bruder zeichnet, stehen beim Vater mehr Farbe und Wärme gegenüber: Er wird trotz seiner beginnenden Geisteskrankheit mit Gefühl und sogar Humor beschrieben, sodass wir beim Lesen eine Verbindung zu diesem Mann aufnehmen und an seinem Schicksal Anteil nehmen können. Der Schweizer Literaturwissenschaftler Peter von Matt spricht vom „unheimlich komplexen Zusammenhang“ zwischen gut/böse einerseits und sympathisch/unsympathisch andererseits und siedelt im Schaffen von sympathischen oder unsympathischen Figuren „das eigentliche Reich der Literatur“ an. (vgl. v. Matt 2008, 108)

Im engen Kreis der Personen, die für Therese bedeutsam sind, ist es am ehesten der Vater, der Sympathie auslöst.

(Auf die Frage, ob die Beziehung zwischen Therese und ihrem Vater innerhalb der gesamten Familienkonstellation für das Gelingen des ödipalen Konflikts ausreicht, werde ich später noch näher eingehen.)

Der Bruder

Die Persönlichkeit des Bruders wird in wenigen Worten gezeichnet, ebenso die Geschwisterbeziehung. Karl Fabiani geht nach Wien, um dort Jus zu studieren und wird als Karl Faber später ein erfolgreicher Politiker in einer rechtsradikalen Partei werden. Kontakte zur Schwester ergeben sich nur, wenn es die Umstände unumgänglich machen, wie nach dem Tod des Vaters, oder aber aus Berechnung, wenn er einen aussichtsreichen Parteifreund zum eigenen Vorteil mit Therese verkuppeln will.

Dass es bei Karl keinerlei inneres Bedürfnis nach einer näheren Beziehung zu seiner Schwester gibt, belegt eine ebenso kurze wie aussagekräftige Stelle:

„... um sich von dem manchmal unsäglichen Gefühl der Verlassenheit zu befreien“ sucht Therese sogar einmal näheren Kontakt zur Familie des Bruders, was von diesem „nicht ohne Verwunderung, *jedenfalls aber ohne Freude* aufgenommen wurde.“ (246)

Die Liebhaber

Die wichtigen Männer in Thereses Leben erinnern an den Vater, indem sie Ähnlichkeiten zeigen, - zwei sind Offiziere, der bürgerliche Kaufmann Wohlschein trägt beim ersten gemeinsamen Wochenende am Semmering, wo sich die beiden als Paar finden, einen „freschen Touristenanzug“ wie der Vater in der ersten Zeit in Salzburg -, oder sie stellen in der abgeschabten Eleganz ihrer Kleidung einen Gegensatz zur Uniform-Korrektheit des Vaters dar.

„Ein junger Mensch kam an ihr vorüber, der ihr schon von weitem durch seine Erscheinung aufgefallen war: ein frisch gebügelter, doch schlecht sitzender, lächerlich heller Anzug schlotterte um seine hagere, schlanke Gestalt; er tänzelte mehr als er ging ...“ heißt es auf Seite 73 des Romans, wenn Therese zum ersten Mal Kasimir begegnet, dem späteren Vater ihres Kindes.

Viele gescheiterte Beziehungen später trifft sie auf Richard: „Der schwarze Samtaufschlag des vortrefflich sitzenden Überziehers war etwas abgeschabt und der Lack der wohlgeformten Schuhe an manchen Stellen abgesprungen.“ (230)

Das Begehren dieser Männer äußert sich nur in flüchtigen Blicken, die sie ebenso beantwortet: „Der andere Offizier richtete einen lebhaften, beinahe lachenden Blick auf Therese, doch er wandte sich nicht nach ihr um, wie sie eigentlich erwartet hatte“. (17/18)

Als sie dem verwegenen Offizier Max begegnet, ist sie in Gesellschaft von Alfred, der sie heiraten will, der sie aber langweilt. Sie fühlt sich von ihm sexuell nicht angezogen.

Mit dem geschärften Blick des vergeblich Liebenden bemerkt Alfred, „dass Theresens Augen aufgeleuchtet hatten“ und etwas Entscheidendes mit ihr geschehen war.

Trotz der Flüchtigkeit der Augenblicke werden solche Begegnungen ihr Leben grundlegend verändern. Obwohl sie schon ahnt, dass die Beziehungen nicht von Dauer sein werden, lässt sie sich mit der ganzen Kraft und Leidenschaft ihrer Jugend darauf ein und genießt sie ohne Bedauern. Bei Kasimir Tobisch, dem Vater ihres Kindes, sind es der leichte Ton, der Humor, das Bunte, die Poesie, die sie anziehen und sie die Monotonie ihres Lebens vergessen lassen, sodass sie „begierig die erste armselige Gelegenheit ergriff, selbst ein wenig fröhlich zu sein und zu lachen.“ (73)

Obwohl sich das Scheitern der Beziehungen zu diesen Männern bald abzeichnet, hatte ich beim Lesen nicht das Gefühl, Therese wiederhole eigentlich nur immer mit verschiedenen Männern eine gleiche Geschichte.

Ihre Leidenschaft, ihre Lust daran, eine Frau zu sein, gehören zu ihr, ebenso wie ihre Freude an Musik, Theater und Oper, ihr Bildungshunger und ihr Bestreben, sich selbst zu erhalten.

An dieser Stelle verweise ich auf die Kapitelanfänge am Beginn dieser Arbeit, wenn die wenigen lebendigen, nicht in ein Zeitkorsett gepressten Sätze Hoffnung machen, Therese könnte aus dem fatalen chronischen Ablauf und dem Zwang zur Wiederholung ausbrechen. Doch immer, wenn ihr Leben leichter und fröhlicher zu werden scheint, legt sich etwas darüber, das schwer und nicht abzuschütteln ist.

„Therese setzte sich an das immer verstimmte Piano, um ihre Studien weiterzutreiben, ...“ heißt es auf der zweiten Seite des Romans, ein bezeichnender und Unheil verkündender Satz, wäre es doch die Aufgabe der Eltern, für die richtige Stimmung „des Instruments Familie“ zu sorgen.

Ich kehre zu meinem ersten Eindruck zurück, der Wiederholungszwang stelle sich lange vor der Geburtsnacht ein, und werde versuchen, eine Formulierung für den darunter liegenden unbewussten Konflikt zu finden. Dabei ist mir bewusst, dass es sich nur um *eine* mögliche Interpretation handelt, da Schnitzler uns zwar einerseits zum zentralen Schuldkonflikt

Thereses ihre Familiengeschichte mitliefert, uns aber andererseits kaum Anhaltspunkte für eine verlässliche Deutung gibt.

Mit knapp 18 Jahren verlässt Therese ihre Familie. Es ist eine Trennung ohne Abschied. In der Großstadt Wien tritt sie in den folgenden Jahren als Gouvernante oder Hauslehrerin in über 20 Familien ein, ohne festen Boden unter sich zu gewinnen.

Sie ist zuerst willkommen, baut Beziehungen auf, die von Dauer sein könnten, und erlebt dann ein unerwartetes, meist nicht begründetes Ende.

Diese Entwicklung ist nicht ausschließlich durch die soziale Härte, Kälte und Gleichgültigkeit gegenüber einer jungen Frau in Thereses beruflicher Position zu erklären, wie manche Autoren annehmen.

Das willkürlich und unerklärlich scheinende Ende geht nicht nur von den Familien aus, sondern wird immer wieder auch von Therese selbst inszeniert oder zumindest mitinszeniert. Therese nimmt das jähe Ende gleichgültig auf; sie zeigt keine Anstrengung, um über eine äußere oder innere Auseinandersetzung besser zu verstehen, was gerade mit ihr passiert ist.

Welche unbewusste Dynamik liegt dieser Wiederholung zu Grunde?

Vielleicht hilft uns weiter, was Therese kurz vor ihrem Tod mit großer Klarheit begreift, wenn sie über die missglückte Beziehung zu ihrem Sohn und dessen misslungenes Leben nachdenkt, nämlich, *dass sie schon ehe er auf die Welt gekommen sei, nichts von ihm habe wissen wollen.* (253)

Wie ist *sie* in ihre Familie eingetreten? Hat man *sie* haben wollen?

Die Versuchung ist groß, diese Frage vor dem Hintergrund der zersplitterten Herkunftsfamilie und der trostlosen Vereinzelnung ihrer Mitglieder mit einem klaren Nein zu beantworten.

Doch so einfach scheint es nicht zu sein.

Die Wiederholung in den ganz unterschiedlichen Familien spricht dafür, dass man sie – von Ausnahmen abgesehen - am Anfang haben will. In nicht wenigen Familien wird sie herzlich aufgenommen, man braucht sie und schätzt ihre beruflichen und bald auch ihre menschlichen Fähigkeiten. Das Angebot, sich in die Familie zu integrieren, ist aufrichtig, Beziehungen zu den einzelnen Familienmitgliedern bahnen sich an. Doch dann wendet man sich von ihr ab. Das unerwartete Ende kommt früher oder später, aber es kommt unweigerlich.

Die guten 3-Jahres-Phasen, vor diesem Hintergrund betrachtet, zeigen keine kontinuierliche, auf Stabilität und Objekt Konstanz zulaufende Entwicklung: Bei genauerer Betrachtung zeigen sich immer im letzten der drei Jahre auch schon ambivalente Tendenzen.

Ich gehe chronologisch von der spätesten Phase (als junge Mutter) über die mittlere (als 13 – 16-Jährige) bis zur frühen Kindheit (0 – 3 Jahre) zurück.

Ihre Sehnsucht nach dem Buben Franzl, der in Enzbach bei einer Bauernfamilie in Pflege lebt, nimmt im dritten Jahr bereits merklich ab, die Abstände zwischen den Besuchen werden länger, in ihren Gefühlen zum Kind stellt sich eine gewisse Distanz ein.

Diese relativ beständige mütterliche Zuwendung der ersten Jahre kann Therese nur gelingen, weil sie die Beziehungen zu Männern draußen lässt, ein Hinweis auf die mangelnde Fähigkeit zur Triangulierung, wie sie in ihrer Familie in den verschiedenen Paarbildungen (Mutter-Bruder, Vater-Tochter) mit der Abwertung des Dritten klar zu Tage tritt.

Die drei Jahre in Wien, die sie als gute in Erinnerung hat, sind im letzten Jahr bestimmt auch getrübt von der Enttäuschung des Vaters („Dumpfheit und Dunst der Großstadt“, Umstände der vorzeitigen Pensionierung) und der Unzufriedenheit der Mutter, die, aus kroatischem Adel

stammend, ihren Mann für ihr, wie sie meint, entwürdigendes, nicht standesgemäßes Leben verantwortlich macht.

Das können wir als Leser ziemlich sicher aus Andeutungen schließen, doch die kluge, kritische, mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattete Therese reflektiert solche Zusammenhänge an keiner Stelle.

(Übrigens ist Wien nicht nur für Therese ein Ort der Sehnsucht. Auch ihr Bruder zieht nach Wien, um dort zu studieren, und noch im fortgeschrittenen Alter verlässt die Mutter Salzburg, um sich in Wien eine kleine Wohnung zu mieten.)

Thereses einzige Erinnerung an die frühe Kindheit, die bereits beschriebene Szene in der Kirche, gibt einen Hinweis darauf, dass diese auch glückliche Momente hatte, vielleicht sogar einmal kontinuierlich glücklich und beständig war, wenn auch nicht lange genug.

Die Ambivalenz zeigt sich in Verbindung mit der Mutter, als sie deren strahlendes Erscheinungsbild sofort verwirft („wie sie sie nie gesehen hatte“).

Ein wesentlicher Aspekt dafür, dass es in Thereses früher Kindheit einen Bruch gegeben haben könnte, scheint mir folgender:

Karl, Thereses Bruder, ist drei Jahre jünger als sie. Die Mutter war demnach schwanger, als sie etwas mehr als zwei Jahre alt war. Wir wissen nicht, wie das Leben der Mutter während dieser Schwangerschaft ausgesehen hat, wie es um die Beziehung zu ihrem Mann damals bestellt war. Aber es ist denkbar, dass die Mutter in dieser entscheidenden Phase schon nicht mehr ganz für die Tochter da war und sich vielleicht bereits von ihr abwendet.

Der Sohn erhält Vorrang.

Dafür gibt es am Beginn des Romans einen Beleg.

In einer bezeichnenden Szene merkt die kritische 16jährige Tochter einmal in scherzhaftem Ton an, die Mutter meinte wohl den Inhalt verschiedener Romane durcheinander. Da wendet sich diese gekränkt von der Tochter ab und streichelt dem Sohn übers Haar, was dieser wieder mit einem verschlagenen Blick zur Schwester hin quittiert.

Der in ihrer Familiengeschichte begründete unbewusste Konflikt Thereses könnte daher im immer neuen Versuch liegen, dauerhaft in einer Familie jenen Platz zu finden, den es in ihrer eigenen Familie für sie nicht gegeben hat.

Dieser Konflikt bleibt – im Gegensatz zur Schuld an ihrem Sohn – unbewusst, es gibt keinen Hinweis auf Erinnerung und Reflexion, höchstens bruchstückhaft wie im einzigen Erinnerungsbild, das in der stillen Kirche in ihr aufsteigt, als sie nach dem Tod des Vaters die Eltern ihrer frühen Kindheit wieder zu sehen glaubt.

Sich auf einen ödipalen Konflikt einzulassen, kann für Therese aus verschiedenen Gründen (noch) nicht gelingen:

- Die orale Bedürftigkeit ist zu groß.
- Die Fähigkeit zur Triangulierung ist mangelhaft ausgebildet.
- Die Mutter entzieht sich als Identifikationsobjekt, verschwindet in Buchseiten; die Beziehung zur Tochter ist papieren und wird nicht gelebt.
- Der Vater und die Beziehung zu ihm könnten für eine ödipale Auseinandersetzung ausreichend konturiert und strukturiert sein, doch wegen der fehlenden Mutterimago ist eine klare Abgrenzung zwischen kindlicher und erotischer Zuneigung nicht möglich. Dieser Konflikt zeigt sich in ihrer letzten Beziehung zum väterlichen Kaufmann Wohlschein: Sie darf keine Erfüllung finden.

In der Erzählung „Der Sohn. Aus den Aufzeichnungen eines Arztes.“ aus dem Jahr 1892 schildert Arthur Schnitzler eine Mutter, die ihre Schuld gegenüber dem Sohn bewusst erlebt. Die Erinnerung an die Geburtsnacht und ihre Absicht, das neugeborene Kind zu töten, ist immer da und hindert sie, sich als Mutter adäquat zu verhalten. Die Entwicklungsschritte ihres Kindes verfolgt sie angstvoll, immer gewärtig, ihr Sohn würde schließlich über genügend Fähigkeiten verfügen, um sie direkt mit ihrer Schuld zu konfrontieren. Besonders

beklemmend ist zu lesen, wie sie den Spracherwerb des Kindes gleichzeitig als Bedrohung erlebt, weil es ihrem sprechenden Sohn möglich sein wird, ihr die Schuld entgegen zu schleudern. Das Wissen darum, was sie mit ihm in der Geburtsnacht vorgehabt hatte, sei bei dem Kind immer da gewesen, meint sie, von Anfang an habe sie es in seinen Augen lesen können. Die Folge ist eine grenzenlose Verwöhnung, die letztlich zur Verwahrlosung des Sohnes und zum tödlichen Angriff auf die Mutter führt.

Im Roman taucht die Erinnerung an die Geburtsnacht jedoch erst nach zwölf Jahren auf.

Auch am Zeitbegriff ist der Unterschied zwischen Erzählung und Roman, zwischen bewusst und unbewusst abzulesen.

Ganz klar ist er in der Erzählung: In der Nacht schichtet die Mutter Decken und Pölster auf ihr Kind, um es zu ersticken, wacht in der Früh auf, befreit das Kind davon und sieht erleichtert, dass es noch atmet.

Hingegen verschwimmt im Roman die Zeit, die ganze Szene erinnert an ein Traumgeschehen. Therese weiß nicht, was geschehen, wie viel Zeit verstrichen ist, als sie neben ihrem unter Pölstern vergrabenen Kind zu Bewusstsein kommt.

Ich bin überzeugt, dass neben Thereses Schuld aus der Geburtsnacht und deren Wiederholung im Roman auch ein anderer, in der Herkunftsfamilie begründeter unbewusster Konflikt in ihrer Geschichte enthalten ist, der ständig nach Wiederholung drängt.

Nie formuliert, aber immer im Untergrund wirksam, ist er erkennbar nur im Agieren der Hauptperson.

Dazu Freud: „Der Analytierte erinnert nicht, er agiert, er reproduziert das vergessene Ereignis nicht als Erinnerung, sondern als Tat, er wiederholt es, ohne zu wissen, dass er es wiederholt.“ (S. Freud 1914, 209/210)

Mit dem Thema der unbewussten Beweggründe für Thereses scheinbar bewusste Handlungen wende ich mich dem dritten Teil, der Untersuchung des Wiederholungszwangs zu.

Der Wiederholungszwang bei Schnitzler und bei Freud

Arthur Schnitzlers Haltung zu Determinismus und Freiheit des menschlichen Wollens in Verbindung mit Freuds Gedanken zum Wiederholungszwang sind Inhalt dieses dritten Teils.

Wie für jeden Schriftsteller stand auch für Arthur Schnitzler die Frage im Zentrum, wie frei der Mensch in seinen Entscheidungen ist.

Beispiele für magische, rätselhafte Kräfte, die das menschliche Schicksal steuern und die persönliche Entscheidungskraft schwächen, finden sich in seinen „Schicksalsnovellen“ wie z.B. „Die Weissagung“ oder „Die dreifache Warnung“. In anderen Erzählungen hingegen ist die scheinbar unerklärliche Entwicklung als Wiederholungszwang schlüssig dargestellt. Ein Beispiel dafür ist die Erzählung „Reichtum“ aus dem Jahr 1889, deren Inhalt Konstanze Fliedl wie folgt skizziert:

„Der heruntergekommene Anstreicher Karl Weldein gewinnt durch die Laune reicher Aristokraten im Spiel ein Vermögen, vergisst in seiner Trunkenheit aber, wo er das Geld verborgen hat. Weldeins Sohn Franz wächst daher in Dürftigkeit auf; er will Maler werden, bringt es aber immer nur zur Darstellung von Trinker- und Spielerszenen. Am Totenbett erinnert sich der Vater an das Geldversteck; Franz findet zwar das Vermögen, verspielt es aber zur Gänze wieder und glaubt in einsetzender Geistesverwirrung, sein Vater zu sein.“ (Fliedl 2005, 111/112)

Schnitzlers unverkennbare Nähe zum psychoanalytischen Denken ist auch biographisch begründet.

Von 1887 bis 1894 arbeitete Schnitzler als Redakteur in der von seinem Vater Johann Schnitzler herausgegebenen „Internationalen klinischen Rundschau“ mit und publizierte dort regelmäßig Besprechungen medizinischer Neuerscheinungen.

Darunter waren auch Freuds Übersetzungen der Arbeiten von Bernheim und Charcot zur Hysterie, über die Schnitzler in den Medizinischen Schriften befand, Freud habe sie „in ganz mustergiltiger Weise“ (Thomé 1988, 215) übertragen.

Wir können daher davon ausgehen, dass Schnitzler auf dem neusten Stand des Wissens nicht nur über die Hysterieforschung, sondern der psychologischen und psychoanalytischen Veröffentlichungen an sich war.

Schnitzlers Affinität zu den neuen tiefenpsychologischen Konzepten geht einher mit einer kritischen Haltung, wie sie in einem Brief an Theodor Reik vom 31.12.1912 zum Ausdruck kommt:

„Über mein Unbewußtes, mein halb Bewußtes wollen wir lieber sagen -, weiß ich aber immer noch mehr als Sie, und nach dem Dunkel der Seele gehen mehr Wege, ich fühle es immer stärker, als die Psychoanalytiker sich träumen (und traumdeuten) lassen.“

Einwände hatte er vor allem gegen das Konzept des Unbewußten, das ihm zu großräumig erschien. Er bevorzugte die Gliederung in Bewußtsein, „Mittelbewußtsein“ und Unterbewußtsein, mit Durchlässigkeit zwischen Mittelbewußtsein und Bewußtsein. „Es wird viel öfter ins Mittelbewußte verdrängt als ins Unbewußte. Und die Psychoanalyse gräbt selten so tief, als sie glaubt.“ (vgl. Fliedl 2005, 50)

Die neuen psychoanalytischen Erkenntnisse fließen jedoch zweifellos in Schnitzlers Verständnis für seine Romanfiguren ein, deren Geschichten diagnostisch stimmig, aber nicht als Fallgeschichten dargestellt werden.

Sie beziehen ihre Überzeugungskraft aus der ästhetischen Komposition.

Auch später ging Schnitzler mit Freuds psychoanalytischer Theorie nie gänzlich konform: Bei seinen Figuren lockerte er das Diktat des Unbewußten und vergrößerte den Spielraum persönlicher Verantwortung. (vgl. Fliedl, 105)

So ist Thereses Leidensweg, wie Elsbeth Dangel-Pelloquin im Nachwort zum Roman schreibt, zwar durch ihre Familiengeschichte vorgezeichnet, doch sieht sie trotz der schweren Hypothek der zerfallenden Familie immer noch einen schmalen Freiheitsspielraum, der Alternativen sichtbar macht.

„Das Ich ohne das Gefühl der Verantwortung wäre überhaupt kein Ich mehr“, schreibt Schnitzler in seinen Aphorismen.

Auf die Familiengeschichte Thereses und deren Wiederholung in ihren Arbeitsverhältnissen bezogen, scheint mir ihr Handlungsspielraum, ihr Wille und ihre Möglichkeit zur Veränderung jedoch äußerst eingeschränkt und weitgehend durch ein unbewusstes Geschehen gesteuert zu sein.

Konstant bleibt ihre Sehnsucht nach einem eigenen Leben, die sie trotz aller Tiefschläge nie verliert und die sie befähigt, immer wieder neu zu beginnen.

Denn im Wiederholungszwang steckt nicht nur die Trostlosigkeit der immer gleichen Inszenierung, sondern auch die Chance, an den Anfang zurück zu kehren und den Versuch eines Neuanfangs zu wagen.

Auf einen besonders interessanten Beleg für diese Überlegung brachte mich Anne Laimböck in der Diskussion:

Therese nennt ihren Sohn in der Geburtsnacht Kasimir, später wird er ohne nähere Erklärung Franz heißen. Das wirkt, als wollte sie eine Trennung herstellen zwischen dem Sohn Kasimir, den sie nicht haben wollte, und dem Sohn Franz, den sie annehmen will, als stünden die zwei verschiedenen Vornamen symbolisch dafür, dass sie aus ihrem Leben im Schatten der Herkunftsfamilie, wo kein neues Leben entstehen darf, heraustreten und ein neues beginnen will, in dem sie als Mutter selbstverantwortlich für ihren in einem doppelten Sinn neugeborenen Sohn Franz sorgen kann.

Die Sehnsucht nach einem selbst gestalteten Leben wird Therese erst ganz am Ende des Romans aufgeben, und in dieser Sehnsucht zeigt sich ihr Ich, das Verantwortung übernehmen will, am ehesten erhalten.

Bewusst wird zum Schluss nur die Verantwortung für die Schuld am Sohn übrig bleiben, die Sühne für die Tötungsabsicht in der Geburtsnacht.

Konstanze Fliedl sieht in der Entwicklung Thereses eine „Selbst-Analyse“, einen „psychoanalytischen Prozess ohne Therapeuten“, und vertritt damit möglicherweise eine Ansicht, die den Intentionen Arthur Schnitzlers nahe kommt.

Nach dieser Interpretation wäre der Therapeut als dritte Instanz verzichtbar.

Doch gerade das Fehlen des Dritten, eines verlässlichen Gegenübers für Therese, erschien mir in ihrer Geschichte wie ein schmerzlich empfundener und durch die scheinbare Monotonie der Abläufe nur notdürftig verdeckter Mangel.

Ein Mangel, der sich nicht zuletzt in der Sprache abbildet.

Da Therese niemanden hat, der an ihrem Leben Anteil nimmt, der ihr zuhört, der daran interessiert ist, wie ihr wirklich zumute ist, wissen wir nicht, was sie denkt und fühlt, was sich in ihrem Inneren abspielt. Auch deshalb ist es ein ungewöhnlicher Schnitzler-Text, weil seiner Therese in vielen für sie entscheidenden Situationen die Sprache fehlt - als Verbindung zur Außenwelt und als Verbindung zu ihrer inneren Welt.

Therese bleibt zum Agieren verurteilt, solange es niemanden gibt, der mit ihr und für sie einen inneren Raum - mit Freud einen „Tummelplatz“ in der Übertragung - schafft, „um sich in fast völliger Freiheit zu entfalten.“ (S. Freud 1914, 214)

Allein die Sequenz, in der Therese nach dem Tod des Vaters den Bruder trifft und sich danach an die Eltern ihrer frühen Kindheit erinnert, würde eine Fülle von Material für eine

gemeinsame Betrachtung im Rahmen einer Therapie oder im geschützten Raum einer vertrauensvollen Beziehung anbieten.
Die Möglichkeit des Durcharbeitens hat Therese nicht.

Schnitzlers Text ist vielleicht ein Plädoyer für eine „Selbst-Analyse ohne Therapeuten“, wie Konstanze Fliedl vermutet, doch er ist ebenso ein Beleg dafür, dass ohne verlässliche, vertrauensvolle und kontinuierliche Beziehung, die in Thereses Leben fehlt, zwar Erkenntnis, aber keine sich daraus entwickelnde und zum Leben befähigende Entwicklung denkbar ist.

In „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“ aus dem Jahr 1914 stellt Sigmund Freud ein Modell vor, wie das einem unbewussten Zwang unterliegende Agieren im Rahmen eines psychoanalytischen Prozesses ins Bewusstsein gehoben werden kann.

Der Wiederholungszwang, so verstanden, entspricht etwa der Definition A bei Laplanche/Pontalis, wo dieser beschrieben wird als ein

„... nicht bezwingbarer Prozeß unbewusster Herkunft, wodurch das Subjekt sich aktiv in unangenehme Situationen bringt und so alte Erfahrungen wiederholt, ohne sich des Vorbilds zu erinnern, im Gegenteil den sehr lebhaften Eindruck hat, dass es sich um etwas ausschließlich durch das Gegenwärtige Motiviertes handelt.“ (Laplanche/Pontalis 1972, 627)

Ich habe in der Literatur bisher keinen Hinweis darauf gefunden, dass Schnitzler diese frühere Arbeit zum Wiederholungszwang kannte.

Sicher ist, dass Freud selbst ihn im so genannten Doppelgängerbrief auf „Jenseits des Lustprinzips“ aus dem Jahr 1920 hingewiesen hat.

Darin kündigt Freud an, er habe mit Eros und Todestrieb die „Urkräfte“ gefunden, „deren Gegenspiel alle Rätsel des Lebens beherrscht“.

Schnitzler war also über den Aufsatz zumindest informiert, doch wir wissen nicht, ob Freuds neuere Überlegungen zum Wiederholungszwang in Schnitzlers Roman eingeflossen sind.

Bei Laplanche/Pontalis ist dieses neuere Konzept Freuds vom Wiederholungszwang in der Definition B zusammengefasst.

„In seinen theoretischen Abhandlungen über den Wiederholungszwang betrachtet Freud diesen als einen autonomen, letztlich nicht auf eine konflikthafte Dynamik reduzierbaren Faktor, bei dem nur das vereinte Spiel des Lustprinzips und des Realitätsprinzips am Werk ist. Er wird ausschließlich der allgemeinsten Eigenschaft der Triebe zugeschrieben, ihrem konservierenden Charakter.“ (ebd., 628)

Aus den vielfältigen Möglichkeiten, Freuds Konzept des Lebens- und Todestriebs zu diskutieren, greife ich einen, mir für den Roman „Therese“ relevant erscheinenden Aspekt heraus: das Zusammenspiel zwischen dem Todestrieb als Ausdruck der konservierenden Natur des Lebenden mit seinem Drang zur Wiederherstellung eines früheren (= anorganischen) Zustands auf der einen, und dem Sexualtrieb als dem eigentlichen Lebenstrieb, der dem Todestrieb entgegenwirkt, auf der anderen Seite.

Freud kommt zum Schluss, der Tod sei das „eigentliche Resultat“ und damit der Zweck des Lebens, während der Sexualtrieb für den Willen zum Leben steht.

Die Lebenstrieb entsprechen mehr unserer inneren Wahrnehmung, werden als störend empfunden („Störenfriede“) und bringen ständig Spannungen mit sich, „deren Erledigung als Lust empfunden wird, während die Todestriebe in ihrer Tendenz, zum ursprünglichen, spannungslosen Zustand zurück zu kehren, „ihre Arbeit unauffällig zu leisten scheinen.“ (S. Freud 1920, 271)

Die Lebendigkeit, die durch erotische Anziehung in Therese ausgelöst wird, ist unverkennbar und bildet sich auch ab im Wechsel vom nüchternen Erzählton der Chronik zur lebhaften und

spannungsgeladenen Beschreibung einer neu entstehenden Liebesbeziehung. Wenn Therese auf einen Mann wie Max, Kasimir oder Richard trifft, bei dem sie wenigstens für kurze Zeit sexuelle Erfüllung findet, wird die Sprache leicht, poetisch, komisch und verspielt. Ihre Geschichte wirkt nicht mehr, als würde sie unerbittlich von einem Kapitel zum nächsten vorangetrieben, sondern darf verweilen, erhält Fülle und Farbe. Was Therese verwehrt bleibt, ist die Gunst der Dauer einer Beziehung. Es sind nicht nur die äußeren, sondern auch ihre inneren ungünstigen Bedingungen, die eine Verbindung von erfüllter Sexualität und der Kontinuität einer Liebesbeziehung nicht zulassen. Durch ihre Stellung als Gouvernante an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert verkörpert Therese einerseits die selbständige Frau, die sich aus den traditionellen Formen der Abhängigkeit gelöst hat, andererseits ist sie durch ihr Leben in fremden Familien beides: unnahbar und jederzeit verfügbar, auch sexuell. Dem entspricht ihr innerer Konflikt, wenn sie ihre autonome Seite betont und die abhängige leugnet. In den Beziehungen zu den Männern, die ihr wichtig sind, zeigt sich der nicht bewältigte Konflikt zwischen Autonomie und Abhängigkeit ebenfalls: Therese nimmt durch ihre unbestechliche Beobachtungsgabe die Schwächen der Männer, ihre Widersprüchlichkeit im Verhalten ihr gegenüber früher wahr als diese selbst, sie erkennt schmerzlich klar, wo sich bereits das Ende abzeichnet, und will dennoch an der Beziehung festhalten – entgegen besserer Einsicht und trotz beschämender Erfahrungen. Dass Therese dort, wo ihre Biographie brüchig und lückenhaft ist, über Erinnerungen und Reflexion keine Verbindungen herzustellen vermag, macht sie in ihrer Identität als Frau unsicher, zu unsicher, um den harten Anforderungen ihres Lebens gewachsen zu sein. Die überladenen Erwartungen – von außen, aber auch von innen kommend, - an eine junge Frau am Übergang zwischen dem 19. und dem 20. Jahrhundert erinnern mich wieder an das Titelbild des Buches: eine weibliche Existenz, die dem Wunsch der Gesellschaft, sie möge vor allem Dekor sein, nicht mehr nachkommen kann.

Ein Aspekt des Wiederholungszwangs ist auch, wie ich weiter oben ausführte, dass er ermöglicht, immer an dieselbe Stelle zurückzukehren mit der Chance eines Neuanfangs. Den theoretischen Hintergrund für diesen restituierenden Aspekt des Wiederholungszwangs liefert Edward Bibring, der in der Lebens-/Todestrieb-Diskussion die folgende verbindende Konzeption anbietet: Die wiederholende Tendenz kennzeichnet das Es, während das Ich mit seiner restitutiven Tendenz versucht, die Situation vor dem Trauma wieder herzustellen und damit die Wiederholungsphänomene zum Nutzen des Ichs verwendet. (vgl. Laplanche/Pontalis 1972, 630)

Was Therese auszeichnet, sind ihre Sehnsucht und ihr Wille, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen, und ihr unerschütterliches Bekenntnis zu ihrem Sohn. Trotz vielfältigen Scheiterns kehrt sie immer wieder zu diesen Angelpunkten zurück, um einen neuen Versuch zu wagen. Doch weil sie in diesem Bemühen allein gelassen wurde, weil sie „schon alles mit sich selber ausmachen und allein in Ordnung bringen“ musste, kann sich ihr Schicksal nicht zum Guten wenden.

Literatur

DANGEL, E. (1985): Wiederholung als Schicksal. Arthur Schnitzlers Roman ‚Therese‘. Chronik eines Frauenlebens. dtv, München

FLIEDL, K. (2005): Arthur Schnitzler. Reclam, Stuttgart

FREUD, E. u. L., (1960): Sigmund Freud. Briefe 1873 – 1939. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main

FREUD, S. (1914): Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten (Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse II). In: Schriften zur Behandlungstechnik. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1975

FREUD, S. (1920): Jenseits des Lustprinzips. In: Psychologie des Unbewußten. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1982

KLÜGER, R. (1996): Schnitzlers ‚Therese‘: Ein „Frauenroman“. In: Dies.: Frauen lesen anders. dtv, München 2007

LAPLANCHE, J., PONTALIS, J.-B. (1972): Das Vokabular der Psychoanalyse. suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Frankfurt am Main 1973

LOEWENBERG, P. (2004): Freud, Schnitzler und *Eyes Wide Shut*. In: Psyche – Z Psychoanal 58, 1156 – 1181

MATT, P. v. (2008): Die Intrige. Theorie und Praxis der Hinterlist. Deutscher Taschenbuchverlag, München 2009

THOMÉ, H. (Hrsg.), (1988): Medizinische Schriften. Zsolnay, Wien

SCHNITZLER, A. (2008): Therese. Deutscher Taschenbuch Verlag, München

SCHÜPPEN, F. (1997): Arthur Schnitzlers ‚Therese‘ als ein Roman von Schuld und Sühne: Eine Skizze. In: Joseph P. Strelka (Hrsg.): Die Seele ... ist ein weites Land. Bern, Berlin